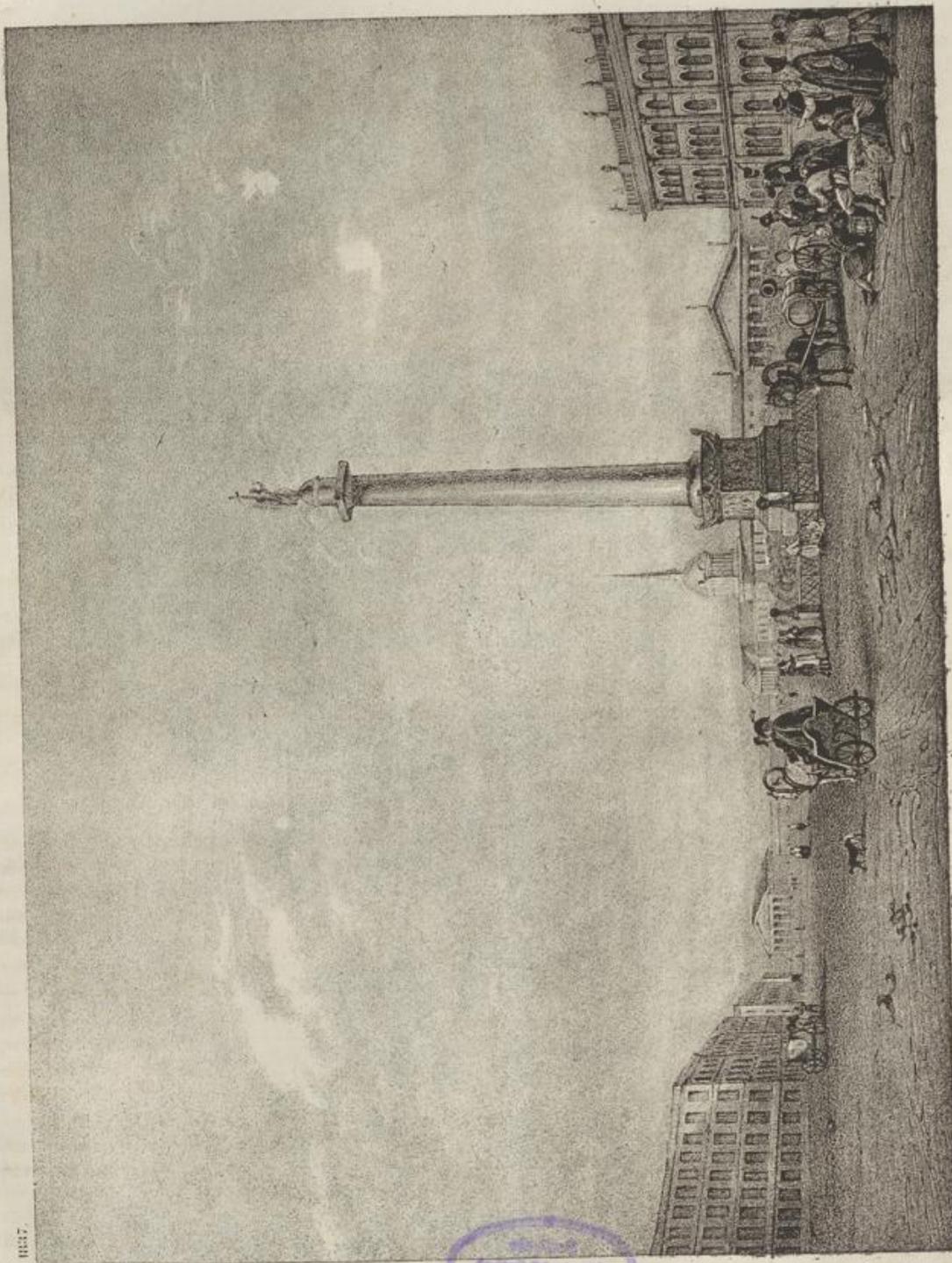


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

32 (30.7.1837)



1837

DIE ALEXANDERSÄULE
in St. Petersburg.

Verlag von
Friedrich Vieweg
Hamburg



Die Alexanderssäule zu St. Petersburg.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXXII.

Das Denkmal, welches der jetzige Kaiser von Rußland zu Ehre seines Bruders, des verewigten Kaisers Alexander, errichtete, ist das großartigste und bewundernswürdigste Werk, welches die neuere Zeit in seiner Art hervorgebracht hat. Es befindet sich auf dem Admiralsitätsplatze, dem großen Triumphbogen des Pallastes des kaiserlichen Generalstabes gegenüber, und besteht aus einer Granitssäule dorischer Ordnung, die auf einem Sockel desselben Gesteins ruht, der wiederum auf einer über den Boden hervorragenden Grundmauer fußt, welche breite Stufen verdeckt. Die Säule schließt mit einem kuppelförmigen Kopfstück von vergoldeter Bronze, auf dessen Spitze eine kolossale Engelsstatue von demselben Metall steht. Sie weist mit der Rechten gen Himmel und mit einem Kreuze zur Linken zerdrückt sie eine Schlange. An den Seiten des Piedestals befinden sich von Trophäen umgebene Basrelief-Darstellungen des Ruhmes und des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde, der Weisheit und des Ueberflusses mit den Jahreszahlen 1812. 1813. 1814. Das vierte Feld aber nach dem Winterpalais zu hat die Inschrift:

Alexander dem I. das dankbare Rußland.

Die Höhe des ganzen Monuments bis zur Spitze des Kreuzes ist 154 Fuß; es ist also die höchste Säule der Welt. Ihr Schaft besteht aus einem einzigen Stücke

sinnländischen Granits, mißt 36 Fuß im Umfange und 84 in der Höhe und wiegt über 1200 Zentner. Der Bau des Denkmals kostete über 1 Million Thaler, und zwei Jahre (1832—1834) waren zu seiner Vollendung nöthig.

Auf eine würdige Weise reiht sich die Alexanderssäule an die übrigen Baumonumente der prächtigen Hauptstadt des unermesslichen Kaiserreiches. Wer Petersburg in seiner jetzigen Größe und Schönheit erblickt, der möchte von dieser Stadt sagen, was einst der Dichter Sannazar von Venedig sagte:

„Man sollte glauben, nicht Menschen, sondern Götter hätten die Mauern und Palläste gebaut.“

Diesen Reichthum an Prachtgebäuden, diese Regelmäßigkeit der Straßen, diese ungeheure Weite der öffentlichen Plätze hat keine andere Stadt der Erde aufzuweisen. Aus jedem Gesichtszuge dieser Metropole spricht der umfassende Riesengeist ihres Gründers, auf dessen „Werde“ sie aus Morast und Sumpf sich so glanzvoll erhob. Nirgends eine Unregelmäßigkeit, eine Verletzung der harmonischen Einheit im Plane durch die Willkühr, oder den Eigensinn der Bauenden. Alle Straßen sind schnurgerade, ungewöhnlich breit und kreuzen sich in rechten Winkeln. Alle Gebäude haben einen lichten Anstrich, entweder weiß oder gelb, und kostbare, nach griechischen und römischen Mustern aufgeführte Säulenfacaden zieren die Hauptstraßen und geben den Wohnungen das Ansehen von Pallästen.

Indeß trägt doch, trotz dem sichtbaren Streben nach Mannigfaltigkeit, Petersburg etwas Eintöniges und

Steifes an sich, welches gar bald ermüdet. Die ungeheure Verschwendung des Raumes in der Größe der Plätze und die übermäßige Breite der Straßen zerstört nämlich auf der einen Seite wieder, was sie bezwecken soll. Denn die größten Palläste erscheinen klein und niedrig, die Menschenmenge verliert sich in diesen weiten Räumen; sie erscheinen immer volksarm und oft öde. Da überdies die Stadt in einer vollkommenen Ebene liegt und folglich deren Terrain für das Malerische das allernünftigste ist, so hat man gesucht, die Straßendurchsichten dadurch interessant zu machen, daß man den Blick stets auf irgend ein Bauwerk von reizender Form, auf die Säulenfacade eines Pallastes, oder einer Kirche, einen schönen Portikus einen schlanken Thurm, oder auf ein imposantes Denkmal hinleitete; aber das immer wiederkehrende dieses Kunstgriffs verräth zu sehr die Absicht, die ihm zu Grunde liegt, und man vermißt mitten unter diesen steinernen Herrlichkeiten schmerzlich die Natur, an die nur noch der trübe Himmel erinnert, der sich über diesen Häusermassen ausspannt.

Eine schöne Zierde der Hauptstadt sind die Kanäle, deren kristallhelle, grünliche Gewässer nicht schnurgerade, wie in Holland, sondern in Schlangenwindungen mehrere der Hauptstraßen durchziehen. Aber der größte Schmuck ist die *Newa*, ihr Hauptstrom, der in der majestätischen Breite von 1000 bis 1400 Fuß und so tief, daß mit der Fluth große Seeschiffe bis zu Kayen in die Mitte der Stadt gelangen können, *Petersburg* in zwei fast gleiche Hälften theilt. Seine Ufer sind eingefast mit den herrlichsten Kayen der Welt, an den Trottoirs hinlaufen von so gewaltiger Bauart, daß sie mehr für ein Gigantengeschlecht, als für die leichten kleinen Wesen gelegt zu seyn scheinen, welche auf ihnen wandeln. Eine der längsten und prachtvollsten Straßen, die *Newsky-Prospect* hat eine eigenthümliche Zierde in zwei Reihen Bäumen, welche auf beiden Seiten längs der Häuser gepflanzt sind, die sie zur Hälfte bedecken.

Man könnte vielleicht denken, diese allgemeine Beschreibung könne nur von jenen Stadttheilen gelten, welche vorzugsweise Rang und Reichthum bewohnen. Aber nein! Obgleich *Petersburg* 11000 Häuser und eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen besitzt, so trifft man doch nirgends jene engen Gäßchen, Winkel oder Höfe, welche in andern Hauptstädten gewöhnlich der Sitz der Armuth, des Schmutzes und Elends sind. Auch die geringsten Straßen sind dort breit und rein, die Häuser stattlich mit allen äußern Zeichen des innern Wohlstandes. Kurz, dieses *Palmyra* des Nordens, wie es ein geist-

voller Mann nennt, ist die herrlichste Dekoration für die glänzende Rolle, welche in ihr die Macht, der Reichthum und die Ueppigkeit spielen. Demohngeachtet aber wird es den dort wohnenden reichen und vornehmen Leuten in ihren Fernpallästen und Festsälen, bei ihren Feuerwerken und Illuminationen von Zeit zu Zeit unbehaglich, und sie durchstreifen alsdann mit höherer Erlaubniß besonders im Sommer, wo es in *Petersburg* manchmal unausstehlich heiß wird, das mittlere und südliche Europa, um wieder einmal etwas freie Natur und frische Luft um sich zu haben und den von den allzu vielen Herrlichkeiten etwas angegriffenen Körper wieder herzustellen.

Die Kinder von Halenberg.

(Fortsetzung von Seite 144.)

Leichte Fußstritte, die dem Gange entlang hüpfen, wurden jetzt hörbar, und die Thüre des Gemachs wurde plötzlich durch zwei rosige, lachende Kinder aufgestoßen; Das älteste, ein Knabe von 4 oder 5 Jahr, und sein Schwesterchen kaum 12 Monate jünger.

„Meister Diedrich, Meister Diedrich,“ flüsterte der Knabe, verstecke mich; da ist Alice, die uns nicht will gehen lassen, o wie herrlich! ein so schöner Ritt mit zwei Herren auf großen Pferden, und ich muß ein Schwert, und meine Schwester Julie eine Kutsche haben.“

Jetzt trat die Wärterin Alice herein; sie hatte geweint und ihre Augen trugen die deutlichen Spuren der Thränen. Ihre Bitten waren feuchlos gewesen; Herr Hildebrand hatte ihr nicht erlaubt, die Kinder zu begleiten und mit düsterer Stirne hatte er sie aus seiner Gegenwart gewiesen. Seit dem traurigen Verluste ihrer Mutter, und beinahe seit der Zeit, wo die Kunde des Todes ihres Vaters kam, hatte Alice Mutterstelle bei den Kleinen vertreten und so sehr hing sie an den Kindern, daß sie ihnen gerne ohne Lohn oder Belohnung gebient hatte, wenn der finstere Herr Hildebrand es zugegeben. Fürchtend, sich jetzt von ihren Lieblingen trennen zu müssen, war sie den Kindern schnell in das Gemach gefolgt. Mit forschendem Blicke beobachtete sie einen Augenblick den Fremden und dann, sich plötzlich zu den Kindern wendend, rief sie feyerlich aus: „Heinrich, du hast diesen Morgen noch nicht gebetet. Glaubst Du, daß der liebe Gott heute Dich in seinen Schutz nehmen wird, ohne daß Du Ihn darum bittest?“

Der lachende Knabe wurde ernst und mit nassen Augen eilte er zu seiner Wärterin, um in ihrem Schooße sein Morgengebet herzusagen. Es bestand in einer einfachen Bitte an ihren allmächtigen Vater im Himmel, sie vor allem Uebel und namentlich vor allen Gefahren zu schützen, denen sie ausgesetzt seyn könnten. Julie kniete auch nieder, und Alice, die Hände auf beide legend, segnete die Kinder — „Gott ihrer Väter, ich übergebe sie Deinem Schutze!“ Sie konnte nichts mehr sagen, lautes Schluchzen hemmte den Ton ihrer Stimme, und sich über die Kinder beugend, schloß sie beide krampfhaft in ihre Arme.

Der alte Diedrich beschäftigte sich mehr als gewöhnlich mit dem Frühstück, und der raube Kriegsmann fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob irgend eine unangenehme Ahnung ihm durch die Gedanken führe, auf die Kinder blickend, erhob er den Arm und murmelte leise, indem er die Faust ballte: „Wenn er es wagen sollte!“ Dann untersuchte er nachlässig seinen Degen, und stieß ihn rasch in die Scheide, als die fromme Alice mit den Kindern die Kammer verließ. Der alte Diedrich wurde jetzt redseliger. Sein Kinn auf die Hand und den Ellbogen auf den Tisch lehrend, fuhr er also in seiner Erzählung fort.

„Es sind jetzt vier lange Jahre, auf St. Barnabas, seit dem Tode des Ritters; und unsere gnädige Frau, Gott habe sie selig! folgte ihm bald nachher. Bei seinem Tode wurde alles was er besaß meinem Meister, Herrn Hildebrand, anvertraut, denn er war ein guter Freund des seligen Ritters und begleitete ihn als Schreiber oder Säckelträger; ich erinnere mich nicht recht welches von diesen beiden Aemtern er bekleidete, doch, es thut nichts zur Sache. Ich sagte, über alles was er besaß, wurde mein Meister als Vormund gesetzt, und Herr Hildebrand brachte ein Testament vom seligen Ritter zu diesem Zwecke mit, unsere arme gnädige Frau wurde sehr niedergeschlagen, schloß sich ein und wollte Niemand sehen, da sagte man dann sie habe den Verstand verloren. Nicht lange nachher, fand man ihren Kopfpug und Mantel an dem Ufer des Flusses, gerade neben der alten Brücke, über die ihr geritten sey, aber ihren Leichnam nie —“ Hier unterbrach das Hereintreten Michels des alten Mannes Erzählung.

„Mir deucht Ihr habt keinen warmen Sekt mit meinem Herrn getrunken,“ rief Meister Diedrich höhnisch dem Reitersmann entgegen. Michel erwiderte mit düsterer Miene:

„Alter Meister Naseweis, gebt mir einen Schluck vom Besten — einen Abschiedstrunk, das Frühstück habe ich eben berichtigt.“

„Gemach, gemach, Meister Ungeflüm,“ entgegnete

unwillig der alte Diedrich. „Weil Ihr oben mit meinem Herrn getrunken und gegessen, heiße ich Meister Naseweis,“ sonst hätte Ihr mich wohl „guter Meister Diedrich“ genannt.“ So brummte der alte Mann noch länger und reichte dem rauhen Krieger nur unwillig den verlangten Trunk. Es dauerte nicht lange, bis ein Befehl sie in den Hofplatz trieb, wo sie ihre Rosse völlig zur Abreise gerüstet fanden: Heinrich und Julie, jedes ein Peitschen in der Hand, blickten fröhlich umher und belustigten sich mit dem blinkenden Geschirre der Pferde. Herr Hildebrand stand am Thorwege und schien in's Wetter zu sehen. Alice, mit verweinten Augen, reichte den Reitern einige Kuchen und andere Erfrischungen, die sie in die Reisetaschen steckte. Die Reise war nur kurz und in einer Stunde, sagte Michel, würden sie das Ziel derselben erreichen. Herr Hildebrand wollte den Ort nicht genannt wissen, fürchtend seine Feinde könnten erfahren, wohin die Kinder gebracht worden seyen.

Jeder Reiter mit einem Kinde vor sich, ritt langsam durch den äußern Hof, in welchem Alice verschwand. Der eiserne Huftritt der Pferde schallte helltönend unter dem gewölbten Thorwege. Außerhalb demselben, wo eine prächtige Urne auf einer Säule bei der Terrasse des Gartens stand, erwartete sie Herr Hildebrand, der ihnen eine gute Reise wünschte. Anton ritt zuerst vorüber; Michel hielt sein Ross an: Hildebrand nahm des Knaben Hand, drückte sie, und warf Michel einen Unheil verkündenden Blick zu, der irgend ein schreckliches Vorhaben beurkundete. Hildebrand hielt die Hand über den Mund und flüsterte ihm leise zu: — „Denke an den Schlund unter dem Wasserfall!“

Die Reiter ritten davon, und als sie jenseits der Brücke einen grünen Abhang hinanstiegen, erkannten die Kinder ihre Amme Alice auf ihrer verstorbenen Herrin Zelter. Sie riefen ihr zu, aber sie ritt der entgegengesetzten Richtung zu, und war bald aus dem Bereiche ihrer Blicke.

Die engen Holzwege des Waldes wurden immer dichter. Der Morgen war schon weit vorgerückt. Die fröhlichen Vögel zwitscherten und schüttelten die Thautropfen von den Zweigen, mit ihren raslosen Flügeln. Die Drossel und Amsel pffiften in dem Dickicht, während das furchtsame Kaninchen, aufgeschreckt von seinem Morgenimbis, vorübersprang und seinen Bau suchte. Der Wald wurde dichter, und die Sonnenstrahlen, die bisher in hellen, breiten Streifen ihren Pfad beschienen hatten, wurden ungewiß und konnten die Schatten nicht mehr verdrängen. Die Bäume sogar nahmen eine düstere Gestalt und ein finstres Ansehen an; und der Boden war mit wilden Ranken und schädlichen Pflanzen bedeckt. Der Pfad, den

sie eingeschlagen, schien wenig betreten zu sein, und nur kenntlich durch Oeffnungen die hie und da in dem Gehölze gehauen waren.

So ritten sie einige Stunden vorwärts. Michel führte den Zug, und Anton, mit seiner plaudernden Bürde, folgte ihm unbekümmert; jedoch plötzlich um sich sehend, hielt der Letztere sein Ross an und Unruhe mahlte sich auf seinen Zügen als er ausrief:

„Michel, du hast den Weg gewiß verfehlt. In einer Stunde hätten wir das Ziel unserer Reise erreichen sollen, und jetzt sind wir schon mehr als drei Stunden unterwegs.“

„Laß dich das nicht bekümmern, Kamerad; dieses ist unser Weg, und du wirst dich bald überzeugen, daß wir den richtigen eingeschlagen haben: bald werden wir den Wald hinter uns haben.“

„Dies ist doch der Weg nach dem „alten Thurm“, wenn ich nicht irre; man hört ja schon das Tosen des Wasserfalls.“

„Du hast Recht; bald werden wir die Strafe nach dem Schloß Bolton erreicht haben.“

Sie setzten ihren Weg fort ohne eine Silbe zu sprechen, bis das Geräusch des Wasserfalls, welches sie schon seit einer Weile gehört hatte, in lautes Donnern überging, und der Pfad plötzlich weiter wurde. Anton gab jetzt seinem Rosse die Sporn und sprengte an die Seite seines Gefährten, der sein Pferd anhielt, und dadurch Gelegenheit zu einer weiteren Unterhaltung zu geben schien.

„Wo reisen wir hin?“ fragte Anton.

„Wo es den Kindern wohl seyn wird.“

Ein falsches Lächeln, welches Anton nur zu wohl zu deuten wußte, spielte bei diesen Worten um Michels Lippen, auf dessen Zügen das Wort Bösewicht deutlich zu lesen war. Anton obzwar nicht von unbeflecktem Rufe und vielleicht gewohnt an Verbrechen, vor denen die Menschlichkeit zurückschauern würde, drückte das unschuldige Schlachtopfer dichter an seine Brust. Das Gepolter des kleinen Kindes hatte sein Herz gewonnen, und die Morgen scene mit Alice hatte sein Gemüth so erweicht, daß er hätte weinen können, wenn er an das teuflische Wesen seines Gefährten dachte, dem diese armen Kleinen anvertraut worden waren.

Das Getöse des Wasserfalles wurde lauter. Der Weg führte sie jetzt auf eine Art Amphitheater — Waldung erhob sich über Waldung bis an den Gipfel der Berge, die sie umgaben. Ein von den Gebirgsgewässern angeschwollener Wasserfall wurde nun sichtbar, über dessen Strudel ein unvollkommener behauener Baumstamm, dessen Zweige vor kurzem erst weggeschnitten schienen, geworfen war. Die Ruinen eines Thurmes oder Kastells er-

hoben sich über die dunklen Fannen, die den Rand eines steilen Abhanges bekränzten, an dessen Fuße der Waldstrom daherbrausete.

„Dort haben wir die Hälfte unserer Reise erreicht,“ sagte Michel, nach dem Thurm zeigend. Die Kinder sind ermüdet und haben Erfrischungen nöthig. Weile hier mit den Rossen, während ich die Kinder über jene Brücke trage.“

„Wir haben Erfrischungen in der Reisetasche: weshalb sollen wir denn weitergehen,“ erwiderte Anton, seinen Gefährten misstrauisch ansehend.

„Die Kinder bedürfen der Ruhe,“ sagte Michel, „und wir werden dort Schutz vor der Hitze finden.“

„Wenn sie der Ruhe bedürfen,“ war die Antwort, „dann wird dieser Rasen und das überhängende Gesträuch ihnen sowohl Ruhe als Schutz geben.“

„Die Kinder sind mir anvertraut,“ erwiderte Michel, „aufgebracht,“ und ich bin dir keine Rechenschaft schuldig. Steig ab, und gib mir das Kind.“

„Ich werde es nicht thun. Michel, ich habe dich beobachtet und ich weiß, daß Du ein Bösewicht bist! Zurück, sage ich dir! Ziehe nur dein Schwert, Kamerad; ich habe auch Waffen!“

Der Kampf wurde heiß und heftig, und die erschrockenen Kinder erfüllten den Wald mit ihrem Angstgeschrei. Der Sieg schien nicht lange zweifelhaft; Michel bewährte sich als ein gewandter Fechter, und sein Gegner, strauchelnd vor Ermüdung, brach sein Schwert im Falle. Wehrlos und unbeschützt, erhob sich die Waffe seines Gegners zum Todesstreich, als plötzlich der Arm des Bösewichts festgehalten und das Schwert aus seiner Hand gerissen wurde; eine weibliche Gestalt, in dunklem und rauhem Gewande, stand zwischen den Kämpfenden. Ihr Gesicht war blaß, aber ihre Augen flammten vor Zorn und Unmuth.

„Hinweg, Elender!“ Dein Blut ist zu schlecht für dein eigenes Schwert sogar. „Mit diesen Worten schleuderte sie die Waffe von sich.

Anton, glühend vor Rache über seine Niederlage, sprang dem Schwerte nach, ergriß es und erneuerte den Kampf. Michel floh der Brücke zu, aber Anton, mit der Wuth eines Tigers, stürzte seiner Beute nach und erreichte sie gerade in dem Augenblick, wo Michel den Fuß auf den Baumstamm setzen und entfliehen wollte. Ein heftiger Stoß mit dem Schwerte machte ihn unfähig seiner Arm zu gebrauchen, aber dem ohnerachtet klammerte er sich fest an seinen Feind. Anton bemühte sich vergebens sich von ihm loszumachen, und Michel, gewahrend daß Leben und Tod von dem Ausgang des Streites abhing, schloß seinen noch brauchbaren Arm so fest um ihn,

daß der bisher errungene Vortheil fruchtlos war. Das Schwert war nutzlos und Anton warf es in den schäumenden Schlund zu ihren Füßen; jetzt, beide Hände frei habend, während der eine Arm Michels blutend und kraftlos dahing, war der Vortheil wieder auf seiner Seite. Er riß den Arm seines Gegners los, hob ihn empor von dem Boden und schleuderte ihn, mit einem boshaften Freudengeschrei, hinab in den tosenden Abgrund.

(Siehe die Abbildung.)

Ein krampfhafter Schrei, ein Fall nur, und der Bösewicht sank in die rollende Fluth. Die Wellen wirbelten ihn, einen Augenblick nur, herum und dann verschwand er auf immer in dem unerfäthlichen Strudel. Anton zog sich schnell zurück, um seine kleinen Gefährten wieder aufzufuchen, aber vergebens, die Kinder und seine Retterin waren verschwunden!

Der Morgen schien hell und freundlich in die Kammer, ehe Herr Hildebrand Wendel erwachte. Er klopfte dreimal, und Meister Dieblich trat in's Gemach „Herr,“ sagte er, „ein Bote ist gestern Abend angekommen.“

„Ein Bote! Woher?“ frug Hildebrand hastig.

„Zum Unglücke kam er kurz nachdem Ihr verbeten hattet, daß man Euch stöhre; so wagte ich es denn nicht Euch davon zu benachrichtigen. Uebrigens mir scheint's, als sey es eine Botschaft, die man nicht gerne —“

„Nun? was denn; sprich?“

„Ei nun,“ fuhr Dieblich fort, indem er sich furchtsam in den Hintergrund des Zimmers zurückzog; „der Bote ist im Gefolge eines Herolds oder Staatsboten, der weit her über das Meer kommt, um wegen Gefangenen oder dergleichen zu unterhandeln. Dieser Mann hat eine Botschaft von dem Ritter von Halenberg.“

Er läßt! Ich will ihm die Zunge austreiben lassen,“ rief Hildebrand wüthend.

„Nun hört doch. Er sagt, der Ritter, den wir alle tehr glaubten, sey am Leben und gefangen in der Feste Herrmannstein.“

Während dieser Erzählung, ballte der erstaunte Hildebrand die Faust und schlug sich mit ohnmächtiger Wuth vor die Stirne. Meister Dieblich fuhr fort:

„Dieser Narr erzählte weiter, daß er besonders von dem Ritter von Halenberg beauftragt sey von Euch wichtige Dokumente zu verlangen, die seine augenblickliche Befreiung sichern würden. Er ist im Besitze von des Ritters Siegel und bedarf übrigens keiner Dreistigkeit.“

„Ist dieser Mensch mit den übrigen Dienern in Verührung gekommen, oder hast du mir den Dienst geleistet ihn im Auge und in deiner Nähe zu halten?“ frug Herr Hildebrand ängstlich.

„Was das anbelangte, Alice, oder irgend eine Andere

(denn diese Weiber bekümmern sich immer um anderer Leute Sachen und nie um ihre eigenen) hatte bereits einen Theil seiner Botschaft erforscht, ehe ich es verhindern konnte.“

„Alice! — Ha — die Schlange, — kommt mir schon wieder in den Weg! Ersuche den Boten herauf zu kommen.“

Als Meister Dieblich zurückkehrte, folgte ihm ein gesetzter, kräftiger junger Mann, in fremder Kleidung. Ein Soldatenmantel und ein breitrandiger Hut von einer mächtiger Feder beschattet, gaben seinem Aeußern ein Ansehen von Wichtigkeit, welches mit seinen Zügen ganz im Widerspruch war. Beim Hineintreten, machte er eine kleine Verbeugung. Herr Hildebrand beobachtete sein Betragen und sein Aeußeres, als ob er die geheimsten Gedanken seines Herzens lesen wolle. Nicht im Geringsten dadurch in Verlegenheit gebracht, warf der Krieger sich in einen Stuhl und legte ihm, mit fremder Aussprache, die folgenden Fragen vor:

„Ihr wart der Geheimschreiber des Ritters von Halenberg?“

„Ich war's,“ antwortete Herr Hildebrand kurz.

„Kennt Ihr dieses Siegel?“

„Ich kenne es,“ erwiderte er unmutig.

„Es wurde mir gegeben,“ sagte der Fremdling, „als ein Zeichen, auf dessen Vorzeigung mir Hildebrand Wendel, in der Ausübung seiner Pflicht und Treue, gewisse Dokumente einhändigen sollte, die augenblicklich weiter befördert werden müssen. Aber zuerst, und mit wenig Worten, will ich euch erzählen, wie der Ritter von Halenberg von seinen Wunden genaß, nach eurer Abreise. An dem Tage des Gefechts, in dem der Ritter tödtlich verwundet wurde, gab er euch, seinem schätzbarsten und treuesten Freunde, jene Vollmacht, in der er, als sterbender Mann, euch unumschränkte Gewalt gab über alles was ihm am Theuersten war: Ihr solltet seiner Gattin und seinen Kindern seinen letzten Gruß bringen: ferner solltet ihr deren einziger Beschützer und Vormund werden: Alles was er besaß und hinterließ sollte zwar auf euren Namen übertragen werden, allein dieses alles zum Vortheil seiner Gattin und Kinder. Ich glaube, ich irre mich nicht, was dieses betrifft. — Nach dem Tod derselben jedoch sollte das Eigenthum in eure Hände, als rechtmäßiges Erbe, fallen.“

„So ist's.“

„Seine Wunde war der Art, daß der Arzt glaubte, er habe nur noch einige Stunde zu leben. Er bestand darauf, daß ihr augenblicklich abreiset; kurz nachher fiel das ganze Lager, mit den Kranken und Verwundeten, in die Hände unserer Feinde. Weit in's Land hineingeführt und ohne Pflege, blutete seine Wunde auf's Neue und

jede Stunde schien ihn dem Tode, der Erlösung, näher zu bringen, zum Erstaunen aller, genas er jedoch; und seit jener Zeit brachte er seine Tage als Gefangener auf der Feste Hermannstein zu. Er erhielt keine Nachricht von seinen heimathlichen Küsten: er kennt den Verlust noch nicht, den er erlitten. Gestern Abend erst hörte ich von dem traurigen Schicksale und Ende seiner Gattin und wie ihn damit bekannt machen? ich weiß es nicht! — Ein Ausforderungsbrief, den Austausch der Gefangenen betreffend, kam vor Kurzem an, aber da der Ritter von Halenberg seinen Namen nicht in der Liste fand, sandte er mich, um die oben erwähnte Dokumente zu haben, die ihm die Freiheit, und ihn seiner Familie und seinem Vaterlande wieder geben werden. Es sind Urkunden von großem Werthe, und ich bin beauftragt dieselben dem geheimen Rathe des Königs eigenhändig vorzulegen. Diese Zeugnisse und Schriften befinden sich mit mehreren andern Gegenständen von Werth in einem geheimen Fache seines Schreibtisches; ihr werdet dasselbe entdecken, wenn ihr auf eine silberne Verzierung drückt, die in dem Schnitzwerk rechter Hand angebracht ist."

"Hat der Ritter euch keinen Brief oder irgend etwas von seiner Hand Geschriebenes, diese Sache betreffend, mitgegeben?"

"Nein; denn es ist jedem Gefangenen streng verboten."

"Wohl; zieht euch jetzt zurück; laßt euch Erfrischungen reichen, und ich will mittlerweile jene Urkunden suchen; haltet euch aber zur baldigen Abreise fertig"

Der Fremde verließ mit Meister Dieblich das Zimmer. Herr Hildebrand lauschte den sich entfernenden Fußritten, und als die gewölbten Gänge das Echo derselben nicht mehr wiedergaben, rief er aus: „Du sollst mir jetzt nicht entgehen!“ Dann riß er die Thüre des Schreibzimmers auf und eilte an den Schreibtisch. Er hatte schon oft in demselben eifrig nachgesucht, aber das geheime Fach, von dem der Fremde gesprochen, war bisher seinen Nachforschungen entgangen. Jetzt war es ihm leicht, dasselbe zu finden; er drückte an die Verzierung, das Fach sprang auf; aber die Papiere, die er suchte, waren aus demselben verschwunden. Aber auch jetzt verließ sein böser Genius ihn nicht: er setzte sich nieder, schmiedete eine Reihe von Beweisen und Wahrscheinlichkeiten, die den Ritter von Halenberg als Nemme und Verräther brandmarken sollten. Diesen Brief versiegelte er, rief den Boten und überreichte ihm das Paket.

"Ihr habt den Befehl von dem Ritter, diese Schriften dem König vorzulegen?" sagte Herr Hildebrand.

"Ja wohl!" erwiderte der Fremde.

"Dann eilet an den Hof, und somit gute Reise. — Doch halt! — wenn Ihr den Ritter seht, versichert ihn eines alten Mannes Theilnahme und Beileid. Theilt ihm die Sache schonend mit. Und wenn er wiederkehrt — doch ich will nicht mehr sagen. Eilt Euch — Eure Botschaft bedarf der Schnelle."

Der Krieger grüßte und verließ das Gemach.

Herr Hildebrand setzte sich nieder, um die Früchte dieser reichen Erndte voll Bosheit und Schändlichkeit zu sammeln, aber Tage und Wochen vergingen und fanden ihn immer in fieberhafter Angst. Ueber das Schicksal der Kinder, die entweder todt oder lebendig waren, war er noch immer im Ungewissen, und schon oft hatte er nach dem gewöhnlichen Schlupfwinkel der beiden Böfewichter gesandt, aber diese waren seither nicht wieder gesehen worden. Sein Gewissen flüsterte ihm schreckliche Ahnungen zu und eine so unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich seiner, daß er den Entschluß faßte, seine Zweifel zu enden und sich, wenn möglich, eine Zusammenkunft mit den Werkzeugen seines Verbrechens zu verschaffen. Er hoffte irgend ein Zeichen von ihrem Thun und Lassen zu finden, wenn er den alten „Thurm" besuche, und beschloß also dorthin zu gehen.

Ein schöner Herbsttag war seinem Ende nahe, als er die schwankende Brücke unter dem Wasserfall erreichte; er schauderte zusammen, als der samale Baumstamm unter seinem Fußtritt zitterte und er tief unten den schäumenden Strudel gewahrte. Düstere Gedanken kamen über seine Seele und er eilte, als ob ein böser Geist ihn verfolgte, mit beinahe athemloser Hast die enge Treppe hinan, die nach der oben liegenden Ruine führte.

Aus dem verfallenen Thorwege erstieg er eine enge steinerne Wendeltreppe und war schon tief in das Innere jenes Theils des Kastells gedrungen, welches noch ziemlich wohl erhalten war, ehe er, mit einem tiefen Seufzer, zu dem Bewußtsein seiner Lage kam. Es war eine ergreifende Scene von Einsamkeit und Verfall. Die Wirklichkeit, zu der er in diesem Augenblicke erwachte, hätte einen weniger schuldigen Geist, als den der in Hildebrand Wendels Herz wohnte, in Schrecken gesetzt. Eine lange Gallerie, gestützt von dicken Pfeilern, verlor sich allmählig im Dunkeln; theilweise zertrümmerte Fenster warfen ein ungewisses Licht auf das düstere, feuchte Gewölbe und bildeten grauenhafte Schatten. Unwillkürlich eilte Herr Hildebrand vorüber; von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, wagte er es nicht, seine Schritte zurückzulenkten. Langsam und ungewiß wurde sein Fuß; sein Ohr erhaschte das leiseste Geräusch und sein Auge erblickte die geringste Bewegung, die auf seinem Wege dämmerte. Oft schien es ihm, als ob schreckliche Gestalten an ihm vorüberglitten: er wischte mit zitternder Hand den kalten Schweiß von der Stirne, und sie verschwanden.

(Der Beschluß folgt.)

in die -
verändert in
mit. Die
stehen -
für die

die fähig
Mitteln zu
mit ihnen
Schick
ten, nur
er sich
Kraut
ersehen
nungen
er sich
entien
den
hoffe
haben,
ist alle

er, als er
erwachte;
man kann
man bei
den fima
er Zeit in
Dien

er ein ein
das Jahr
nach jenseit
Zustat, in
a. er
schickte, a
jener wagt
Berkel in
Hera, nicht
im Dorte
gerichtet in
a. gann
and recht
wagt in
in und von
ist leicht
Desswegen
den, als
er nicht
in der

